

Spiritualität konkret 2022



ZENTRUM MARIA WARD



EXERZITIEN - /TAGUNGSHAUS
SPIRITUALITÄT - ANGEBOTE
FORUM IGNATIANUM
GEDENKSTÄTTE MARIA WARD

Ein Wort zuvor



Liebe Freunde und Freundinnen
der Congregatio Jesu,

schon das zweite Jahr hält uns das Coronavirus fest in der Hand, macht unser Privatleben sowie den Arbeitsalltag weniger planbar und fordert zunehmend unsere Geduld. Andererseits macht es uns kreativ, weil wir mit altbekannten Arbeitsweisen nicht weiterkommen, und es zeigt uns, wie wichtig es ist, im Jetzt zu leben, die Gelegenheiten dann zu nutzen, wenn sie da sind, und nicht auf die lange Bank zu schieben.

Die vorliegende Textsammlung unserer Mitschwestern stellt in diesem Jahr vor allem die Liebe in den Vordergrund. Liebe als zentrale Botschaft Jesu, diese Liebe, die uns befähigt, sich auch unseren Schmerzen zu stellen, die uns wandelt und handeln lässt, aufgrund derer wir uns aufmachen können. Und dies alles ist nur möglich, weil wir zuerst von Gott geliebt wurden.

Nun wünsche ich Ihnen Freude beim Lesen der Texte, und vielleicht finden Sie darin Anregungen für Ihren Alltag.

Seien Sie herzlich begrüßt.

Sr. Marica Basic
Marica Basic Cf

Inhalt

- 01 Ein Wort zuvor
- 04 Die Liebe tun
Körper – Licht – Gebet
Sr. M. Barbara Kusche Cf
- 09 Transformation durchleiden –
Ein kontemplativer Zugang zu Leiderfahrungen
Sr. Johanna Schulenburg Cf
- 17 Aufbruch ins Neue
Sr. Ursula Dirmeier Cf
- 27 Und wofür würde ich zu Fuß nach Rom gehen?
Sr. Christa Huber Cf
- 29 „So sehr“: Liebe, die das Licht nicht scheut
Sr. Birgit Stollhoff Cf
- 31 Nichts zu verlieren
Sr. Magdalena Winghofer Cf
- 34 Gute Entscheidungen treffen
Sr. Ursula Dirmeier Cf
- 40 Der „Grinch“ und meine Freiheit
Sr. Birgit Stollhoff Cf

- 43 Toleranz – (vielleicht) schwerer als gedacht
Sr. Magdalen Winghofer Cf
- 46 Hat Paulus recht?
Sr. Beate Neuberth Cf
- 49 Wer verführt hier wen?
Sr. Birgit Stollhoff Cf
- 51 Mary Ward 400: Mary Wards erster Weg nach Rom
Hinweis zu unseren Online-Impulsen
- 52 Ein Wort zum Abschluss
- 55 Unsere Autorinnen
- 56 Impressum

Die Liebe tun

Körper – Licht – Gebet

von Sr. M. Barbara Kusche Cf, Exerzitien-Vortrag am 06.08.21

vor Frauen eines franziskanischen Säkularinstitutes

Ich stelle mich vor ein Fenster ins Licht. Aufrecht der Leib, entspannt hängen die Arme herunter. Die Beine haben festen Halt auf dem Boden und nehmen den Kontakt wahr. So stehe ich einen Moment still, atme ein paar Mal ein und aus und ein, bis ich ganz ruhig bin ... dann führe ich meine Hände betend vor der Brust zusammen und weiß: Du in mir und ich in Dir. ... Weit öffne ich meine Arme für das Lichtgeschenk des Tages ... verharre ein wenig in dieser Offenheit ... bis ich die Hände wieder betend vor der Brust schliesse. Du, Licht, in mir, ich, Licht, in Dir ... für alle, denen ich heute begegnen werde ... Du sendest mich, Licht in der Welt zu sein. Amen.

Unser letzter Tag hat begonnen. Wir wollen an ihm die Frucht reifen sehen, die schon im Herzen einer jeden von uns wächst, um am Spätnachmittag unsere Liebe zu erneuern in der Profess. Da tun wir die Liebe. Wir können sie tun, weil wir sie zuvor empfangen haben. Im Laufe dieser Woche sind wir dem Licht und der Weisheit Jesu Christi immer tiefer begegnet. Er hütet in seinem Herzen das göttliche Licht, ist selbst das Licht und hat es bis in die letzte Konsequenz von Tod und Auferstehung gelebt und bezeugt, allen Widerständen zum Trotz. Die Feier der Osternacht stellt das Lichtsymbol der Auferstehung in Form der Osterkerze an den Anfang. Über die Kerze spricht der Priester folgende Segensworte am Osterfeuer:

Christus, gestern und heute
Anfang und Ende
Alpha und Omega.

Sein ist die Zeit
und die Ewigkeit.
Sein ist die Macht und die Herrlichkeit
in alle Ewigkeit. Amen.

Durch seine heiligen Wunden
die leuchten in Herrlichkeit
behüte uns
und bewahre uns
Christus, der Herr. Amen.

Nach dem Anzünden der Kerze am Osterfeuer singt der Zelebrant:

Christus ist glorreich auferstanden vom Tod.
Sein Licht vertreibe das Dunkel der Herzen.

Nach seiner Auferstehung verwandeln sich die Wunden Jesu zu Siegeszeichen seiner leuchtenden Herrlichkeit, die alles Leiden überwunden und erlöst hat. Die aufgeschreckten Jünger erkennen den auferstandenen Jesus immer an seinen Wundmalen. Sie bleiben das Erkennungszeichen, dass es dieselbe Person ist, mit der sie drei Jahre lang das Leben geteilt haben.

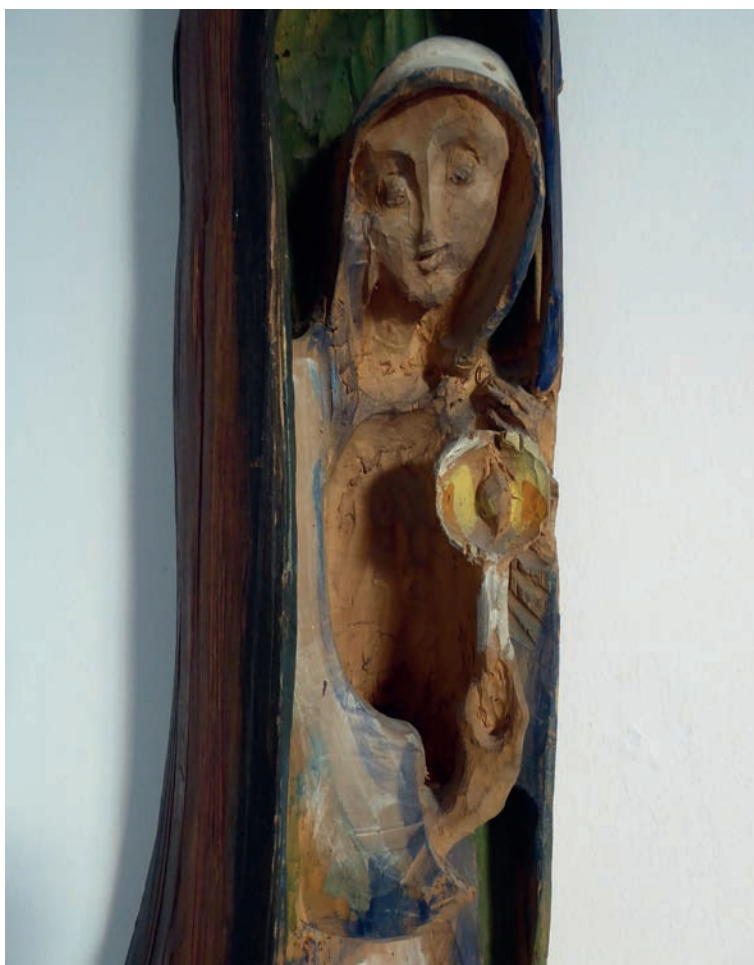
Jesus hütete das Licht von Anfang an in seinem Herzen. Und diese Sendung gibt er an Sie und mich weiter: „Du bist Hüterin des Lichtes, Meines Lichtes“, so sagt es Jesus zu jeder von uns. Der Vater in IHM ist das Licht. Der Heilige Geist die bewegende Tat im Lieben und Handeln.

Zu mir, zu jeder von Ihnen sagt Jesus: „Du bist meine Lichthüterin! Dich habe ich berufen und gesandt, mein Licht zu sein und zu bringen“. Diese Berufung wollen wir im Bild (auf Seite 6) still betrachten:

Die Lichtträgerin

Unsere Mitschwester und Künstlerin Sr. Bernardine Weber CJ (1919–2011) schuf diese Lichtträgerin 1954 aus weichem Lindenholz. Mich spricht sie sehr an in ihrer schlichten Zartheit.

Aus der Grünkraft eines Baumstamms tritt mir eine junge Frau entgegen. Ihre Augen sind wie lauschend nach innen gewandt.



Was nimmt sie da wohl alles wahr? ... Die linke Hand weist auf sich selbst – vielleicht auf das eigene Herz? Ihre Rechte trägt ein hell leuchtendes Licht. Es kommt ganz von innen. Weiß, gelb-orange strahlt es wärmend in ihre Umgebung hinein. Auch heute, auch jetzt in dieser Corona Zeit! Das Licht vertreibt die Finsternis! Das ist das tiefe Geheimnis von Menschwerdung, Tod und Auferstehung!

Als Sr. Bernardine diese Lichtträgerin schuf, da dachte sie vermutlich an ein Wort von unserer Gründerin Mary Ward, die in der bedrängenden Situation ihrer Gefangennahme das entscheidende Wort vom Licht sagte. Dekan Golla wollte ihre Überführung ins Gefängnis der Klarissen in München im Schutze der Dunkelheit veranlassen, worauf Mary ihm mutig antwortete: „Ich habe stets das Licht geliebt und alle meine Handlungen im Licht getan.“ Danach ist sie am hellen Tag ins Gefängnis am Anger gebracht worden, wo sie 3 Monate unschuldig in Dunkelheit und Isolation ausharren musste, bis sie wieder freikam.

Wir befinden uns seit dem Frühjahr 2020 in einer anderen gleichwohl bedrängenden Situation wie Mary Ward damals. Diesmal heißt die Anfechtung Corona und sie hat unser Leben ziemlich durcheinandergebracht. Lange hat sie uns in Isolation gehalten. Natürliche mitmenschliche Kontakte wurden abgeschnitten. Dunkelheit, schwere Erkrankung, existentielle Nöte, Ängste und Tod kamen daher. Menschen wurden einander zur Gefahr. Das Virus und seine Mutanten sieht man nicht, doch sind sie sehr wirksam bei vielen Menschen. Bei manchen tödlich. Dem Virus kann man nur mit konsequenten Hygieneregeln und den Impfungen begegnen, mit der Hoffnung, verschont zu bleiben.

Die Dunkelheit und Isolation, die viele Menschen schwer belastet hat, können letztlich nur mit Licht vertrieben werden. Marys und auch Franziskus' Licht war der Name „Jesus“. IHN trugen sie in

sich. In jeder Situation gingen sie nah zu ihm hin, verbanden sich mit Jesus im Gebet und blieben im Herzensgebet.

Dieser Einladung können auch wir folgen. Mehrfach am Tag für vielleicht 5–10 Min. jeweils innerlich wiederholen: Jesus, Du in mir und ich in Dir! ... In Stille, im Schweigen. Vielleicht bei einem Spaziergang im Garten, in der Kapelle oder in der Gebetsecke in meinem Zimmer. ...

Die Lichtträgerin von Bernardine Weber CJ könnte Impuls dazu sein, diese kleine Übung zu praktizieren. Ich glaube, dass wir auf diese oder andere Weise einander zu Menschen werden, die das LICHT in diesen Tagen vermehren.

Transformation durchleiden

Ein kontemplativer Zugang zu Leiderfahrungen

von Sr. Johanna Schulenburg CF, Beitrag veröffentlicht in Korrespondenz zur Spiritualität der Exerzitien, Heft 118, S. 44–49

Leidvolle Erfahrungen verändern den Menschen, manchmal droht er an ihnen zu zerbrechen. Erfahrungen von Leiden gehören jedoch zum Menschsein dazu, sie sind Teil unserer Realität und gehören zur Fülle des Lebens. Es kann also im Leben nicht darum gehen, nie mit Leid konfrontiert zu werden, sondern einen solchen Umgang damit zu finden, dass gutes und gelungenes Leben trotzdem möglich bleibt. Dieser Beitrag versucht, sich dem in mehreren Schritten zu nähern. Es geht dabei nicht um eine vollständige Abhandlung, sondern eher um ein meditierendes Kreisen und Teilen von Gedanken und Einsichten, die zu den Ausführungen der ebenfalls in diesem Heft erscheinenden Beiträge dazugelegt werden und vielleicht noch ein weiteres Schlaglicht auf den einen oder anderen Aspekt werfen¹.

Transformation durch LEIDEN

Wie können wir Leiden verstehen? Was macht es aus und wodurch ist es gekennzeichnet? Leiden ist mehr als nur Schmerz, der durch ein Geschehen, eine Situation oder einen Zustand verursacht ist. Ein äußeres schmerzvolles Geschehen, wird dadurch zu Leiden, dass es als innerer Kummer oder seelische Bedrückung erfahren wird. Das Schmerzvolle bekommt die Qualität von Unglück, Un-

¹ Wesentliche Denkanstöße und Einsichten verdanke ich Richard Rohr, u. a. in: *Pure Präsenz, Sehen lernen wie die Mystiker*, 2. Aufl. 2010, passim und insbes. Nr. 146–153; sowie Franz Jalics, *Kontemplative Exerzitien, Eine Einführung in die kontemplative Lebenshaltung und in das Jesusgebet*, 17. Aufl. 2016, passim, insbes. die Ansprachen zur vierten und sechsten Zeit; sowie dem persönlichen Austausch mit ihm und den vielen Kollegen und Kolleginnen in der Exerzitienbegleitung.

recht, von etwas, das passiv erduldet werden muss. Es begegnet uns in vielfältigen Formen, z. B. als Krankheit, Ringen mit Konflikten, Scheitern, Verlust, Demütigung, Erleben von Zurückweisung, Nichtannahme, Erleben unseres eigenen Versagens, unserer eigenen Grenzen, Ringen mit ständigen Veränderungen. Leiden kann uns selbst unmittelbar treffen oder wir leiden mit anderen mit. Dabei sind es u. U. gar nicht die schweren Bedrängnisse und Schicksalsschläge, die uns leiden machen, sondern es können gerade auch die kleinen, wiederkehrenden Lästigkeiten des Alltags sein, die uns unsere eigenen Grenzen aufzeigen und uns Leid verursachen.

Leid ist oft dadurch gekennzeichnet, dass alle Möglichkeiten zur Veränderung ausgeschöpft sind oder zumindest so scheinen oder uns schlicht die Kraft ausgeht. Schmerz wird dann dadurch zum Leiden, dass er mit Kontrollverlust verbunden ist und gegen den eigenen Willen geschieht. Es gibt Phasen der Leugnung, von Wut, des inneren Verhandeln, des Vermeidens, des ständigen Suchens nach Auswegen, der Resignation. Letztlich sind das alles Schutzreaktionen, um der erlebten Ohnmacht zu entkommen. Dadurch wird dem Schmerz ein innerer Widerstand hinzugefügt, der den Schmerz erst zum Leiden macht. Das ist zum einen eine völlig normale, menschliche Reaktion. Wir wollen nicht leiden, und die Abwehr ist Ausdruck von gesundem Selbstschutz und treibt uns an, etwas gegen den Schmerz zu tun. Und dennoch wird der Schmerz innerlich umso leidvoller erfahren, je größer der innere Widerstand dagegen ist. Je mehr es einem gegeben ist, sich mit dem Unvermeidlichen zu arrangieren, es zu akzeptieren, desto eher kann der Schmerz getragen werden, ohne dass es auch als inneres Leiden erlebt wird. Dies lässt sich beeindruckend bei Menschen beobachten, die zwar (große) physische oder auch seelische Schmerzen haben, aber dennoch innerlich Frieden ausstrahlen, weil sie den Schmerz als jetzt gegeben annehmen können. Sie leiden nicht. Oder Menschen wirken nach sehr schwierigen Er-

fahrungen gewandelt, sie sind aus einer Krise gestärkt hervorgegangen. Diese Menschen scheinen innerlich mit etwas in Kontakt gekommen zu sein, was jenseits der schmerzhaften Erfahrung liegt und sie umgeformt hat.

Transformation DURCH Leiden

So wie Liebe uns verwandeln kann, weil sie uns öffnet, so kann auch Leiden uns wandeln, weil es uns aufbricht. Es fokussiert und lässt uns suchen nach dem Wesentlichen, nach dem, was trägt und bleibt, wenn anderes verloren geht, oder nach dem, was immer noch lebendig ist, wenn anderes stagniert. Und der eine Weg (der Liebe) ist nicht besser als der andere (des Leidens), auch wenn wir das oft meinen. Liebe scheint auf den ersten Blick angenehmer und lebenspendender als Leiden. Wer sich aber wirklich dem Risiko der Liebe öffnet, macht sich verletzbar und wird irgendwann auch Leiden begegnen. Wer Leiden erfährt, wird empathischer und kann liebender werden.

Leiden führt uns nicht nur in eine Krise, in Leidenserfahrungen steckt auch ein Potenzial, unser menschlich-geistliches Reifen zu fördern und uns über unser bisheriges Sein und Denken hinauszuführen. Wir wachsen nicht in den Komfortzonen unseres Lebens, sondern an unseren Grenzen. Ein beeindruckendes Gleichnis hierfür findet sich bei dem Geigenbaumeister Martin Schleske, wenn er davon erzählt, dass die geeigneten „Sängerstämme“ für seine Instrumente nicht im milden Klima der Niederungen wachsen, sondern in den widrigen Bedingungen der Höhenlagen.²

Ignatius von Loyola war davon überzeugt, „dass sowohl das Widrige wie das Förderliche eine Wohltat Gottes unseren Herrn ist“

² Martin Schleske, *Der Klang, Vom unerhörten Sinn des Lebens*, 13. Aufl. 2020, S. 13. ff, insbes. S. 23.

... man könne „Mühen nicht nur ohne Murren, sondern *auch* mit Danksagung“ ertragen.³ Er lebte aus der Erfahrung, dass alles von Gott kommt, das Schwierige wie das Leichte. In einem Brief an einen Mitbruder lässt er seinen Sekretär Polanco schreiben, dass die „göttliche Güte mit gleicher Liebe und Milde die Mühen, Beschwerden, Anfechtungen und Widrigkeiten sendet, mit der sie die Ruhe und Zufriedenheit und Freude und alles Gedeihen zu senden pflegt...“. Gott teile zu, wie es angebracht ist, „wenn gleich nicht, wie es uns mehr gefällt“.⁴ An anderer Stelle beteuert er sogar, „dass die Vorsehung unseres liebendsten Vaters und weisesten Arztes auf diese Weise mit denen voranzugehen pflegt, welche er sehr liebt“.⁵

Ignatius erfährt und versteht also alles als Ausdruck von Gottes Liebe und Gnade. Es gibt für ihn nichts, was nicht von Gott kommt. Ihm wurde die tiefe Erkenntnis geschenkt, dass Gottes Geschöpfe und Gaben allesamt Ausdruck von seiner unendlichen Liebe zum Menschen sind. Denn Gott werde niemals zulassen, „dass wir mehr versucht oder bedrängt werden, als wir ertragen können. Vielmehr vertraut, wer seine sanfteste Vorsehung ansieht, verdienstermaßen darauf, dass alles zu seinem Guten mitwirken muss“.⁶ Wir spüren wohl intuitiv, dass man sich eine derart tiefe Einsicht nicht einfach selbst verschaffen kann, sondern dass sie Resultat einer Erfahrung ist, die der göttlichen Gnade entspringt. Und doch können wir uns dafür offenhalten.

TRANSFORMATION durch Leiden

Transformation im geistlich verstandenen Sinne meint einen grundlegenden Wandel, eine Umformung, wörtlich ein „hindurch Gestalten“ in Gott hinein. Und auch diese Erfahrung wiederum muss dann oft selbst noch in das Leben integriert werden. Transformation meint sowohl den Prozess als solchen als auch den Zustand, auf den dieser Prozess hinausläuft. Und sie ereignet sich in

der Regel nicht schnell, sondern in vielen kleineren und größeren Ereignissen und in einem Geschehen, das mal mehr mal weniger bewusst wahrgenommen wird. Am Ende dieses Geschehens ist etwas anders, umgestaltet. Die leidvollen Fakten haben sich nicht geändert, aber sie erscheinen in einem anderen, neuen Licht. Wir erfahren uns in einer solchen Distanz zu ihnen, dass wir sie als das sehen und anschauen können, was sie sind, ohne Widerstand dagegen. Jahrhunderte nach Ignatius gibt uns von diesem Werde-Prozess der Jesuit Alfred Delp ein beeindruckendes Zeugnis aus dem Gefängnis heraus: „Wir bleiben in den schönen und in den bösen Stunden hängen und erleben sie nicht durch bis an den Brunnenpunkt, an dem sie aus Gott herausströmen. Das gilt für alles Schöne und auch für das Elend. In allem will Gott Begegnung feiern und fragt und will die anbetende, hingebende Antwort. Die Kunst und der Auftrag ist nur dieser, aus diesen Einsichten und Gnaden dauerndes Bewusstsein und dauernde Haltung zu machen und werden zu lassen. Dann wird das Leben frei in der Freiheit, die wir oft gesucht haben“ (Brief vom 17. Nov. 1944).

Transformation DURCHLEIDEN

Transformationsprozesse sind wie Geburtsprozesse, sie müssen ausgehalten und durchlitten werden. Es gibt nur ein „Hindurch“, kein „Dranvorbei“. Es geht nicht einfach darum, leidvolle Situationen passiv zu erdulden, auch nicht darum, in Leiden einen Selbstzweck oder gar Weg zu Selbsterlösung zu sehen. Solange wir noch Änderungs- und Verbesserungsmöglichkeiten haben, sollten wir sie auch ergreifen. Auch Jesus hat sich gefährlichen Situationen durchaus entzogen. Aber wenn sich eine Situation nun einmal als anhaltend fordernd zeigt, gilt es, gegenüber dem Widerfahr-

3 Ignatius von Loyola, Briefe und Unterweisungen, übersetzt von Peter Knauer, 1993, S. 567.

4 Ignatius von Loyola a.a.O., S. 622.

5 Ignatius von Loyola a.a.O., S. 540.

6 Ignatius von Loyola a.a.O., S. 566.

nis eine Haltung zu finden, die sich für den Gesamthorizont des Lebens öffnet, und damit rechnet, dass Gott mich genau in dem Schmerzvollen berühren will. Es geht darum, Ausschau zu halten nach dem Einen, aus dem alles hervorgeht und innerlich den Widerstand gegen den Schmerz, der ihn erst zu Leiden werden lässt, aufzugeben. Äußerlich mag man selbstverständlich noch alles versuchen, die Situation zu verbessern. Aber innerlich gilt es die Haltung der Akzeptanz in Ausrichtung auf Gott einzuüben. Entscheidend ist also das „wie“, d. h. in welcher Haltung wir dem Widerfahrnis begegnen. Sie entscheidet darüber, ob wir verbittern oder ob es ein weiterer Schritt zu unserer Menschwerdung sein kann. Und klar ist auch, dass auch diese Haltung nicht einfach „angeknipst“ werden kann, sondern sowohl geschenkte Gnade als auch Ergebnis ständigen neuen Übens ist. Die Einladung besteht darin, den Weg der Wandlung bewusst zu gehen, und das Leiden als eine Gelegenheit zu begreifen, von etwas frei zu werden und gegebenenfalls auch spirituell zu wachsen und zu reifen. Nicht gemeint damit ist, dass – weil Jesus gelitten hat – auch wir in Nachfolge leiden müssen. Es ist genau umgekehrt: weil die Schöpfung und der Mensch in ihr leidet, ist Gott in Jesus Christus ganz Mensch geworden, um zu zeigen, wie wir mit Schwierigem, Schmerzvollen so umgehen können, dass es uns zu Heil werden kann.

Übrigens bietet uns dafür der Alltag genügend Material. Madeleine Delbrèl hat es einmal sehr pointiert formuliert: „Was kommt, sind die kleinen Geduldsproben. Diese Übungen der Geduld, diese kleinen Partikel der Passion, deren Aufgabe es ist, uns ganz unmerklich sterben zu lassen zu deiner Ehre, sterben zu lassen ohne Eigenruhm. Schon am Morgen suchen sie uns auf: Unsere Nerven sind angespannt oder gehen mit uns durch; der Bus ist schon voll, die Milch kocht über, die Kinder machen alles durcheinander; der Mann bringt Gäste mit, mein Freund kommt nicht; das Telefon läutet ununterbrochen, die, die wir lieben, streiten sich; man

möchte schweigen und muss reden; man möchte reden und muss schweigen; man möchte ausgehen und muss daheim bleiben, und zu Hause bleiben, wenn man weg muss; man sucht im Mann eine Stütze, und der wird schwach wie ein Kind; das tägliche Einerlei ödet uns an, und wir sehnen uns nach all dem, was wir nicht haben können. So treten die Geduldsübungen an uns heran, nebeneinander oder hintereinander, und sie vergessen immer, uns zu sagen, dass sie das Martyrium sind, das uns bestimmt ist.“⁷

Konkret heißt das zweierlei: dass man den eigenen inneren Leidenzustand wahrnimmt und dass man ihn gleichzeitig in den Raum hineinhält, in dem das Leiden verarbeitet werden kann. Leiden, das in die Präsenz und Liebe Gottes hineingehalten wird, kann sich auflösen und uns wandeln. Wenn man sich auf Gott hin ausrichtet, das eigene Leiden in Beziehung zu ihm setzt, das Un-erlöste ungelöst ihm hinhält und anvertraut, kann Transformation geschehen. Leiden ohne die Ausrichtung auf die Liebe und Gnade Gottes ist sinnlos. Ausrichtung auf Gott, ohne den schmerzenden Teil in sich wahrzunehmen, löst nichts. Das Leiden Jesu am Kreuz hat deshalb erlösende Kraft, weil er aus Liebe und in der Verbundenheit mit dem Vater gelitten und dem Hass keinen Raum gegeben hat.

Das heißt nicht, die Augen vor der eigenen Situation zu verschließen, das Schwere gar zu verdrängen, sondern im Gegenteil das Leben mit seinen leidvollen Aspekten ganz an sich heran zu lassen, also auch sich selbst dafür gegenwärtig zu machen und zu öffnen. Dazu gehört es, die eigene Ohnmacht und Hilfsbedürftigkeit anzuerkennen und die Widerstände gegen den Schmerz zu sehen. Man muss diese nicht lösen, aber die Wahrnehmung dessen ist wichtig. Wandlung geschieht jedenfalls nicht an der eigenen Per-

7 Madeleine Delbrél, *Gott einen Ort sichern*, 2002, S. 34 f.

son vorbei. Wir können dies auch an Jesus sehen, der oft danach fragt, was er jemandem tun soll oder was jemand sucht. Er führt zur Sehnsucht und damit zum Schmerzpunkt hin, der gleichzeitig der Quellpunkt der Umwandlung ist. Unmittelbar in einer belastenden, gar aussichtslosen Situation ist das oft kaum möglich, denn es braucht dazu eine gewisse Distanz zu sich selbst, um diese schwierigen Gefühle, Emotionen und die dadurch ausgelösten Gedanken wahrnehmen zu können. Aber später, im Rückblick, wenn die Eindrücke verarbeitet werden wollen, kann dies versucht werden. Auch das Gebet ist hier ein wichtiger Ort, in dem wir alles in Beziehung zur göttlichen Wirklichkeit bringen und gerade auch das Schwere, Schmerzende in den Raum von Gottes Gegenwart halten können. Wir können üben, das Schmerzvolle in uns gegenwärtig sein zu lassen, es nicht wegzuschieben, uns darin aber auch nicht zu verfangen, sondern Ausschau zu halten nach der Gegenwart, die Wandlung schenkt.

Aufbruch ins Neue

von Sr. Ursula Dirmeier Cf,

Vortrag bei einer Online-Veranstaltung am 21. Oktober 2021

Ziemlich genau vor vierhundert Jahren brach Mary Ward mit einer kleinen Gruppe auf mit dem Ziel „zum Papst nach Rom“. Ziemlich genau, weil die Angaben zwischen dem 18. und dem 21. Oktober 1621 variieren, ebenso wie die Aufbruchsorte Lüttich oder Trier. Vielleicht bezieht sich ja der 18. auf Lüttich und am 21. waren sie dann von Trier aus unterwegs.

„Keine Ordensgründerin vor ihr hat das getan!“ Darauf weist Mathilde Köhler in ihrem Lebensbild über Mary Ward eindrücklich hin. „Sie alle haben durch Ordensbrüder oder durch Bischöfe, die dann auch die Jurisdiktion über die neuen Klöster übernahmen, ihre Anträge in Rom vorbringen lassen.“ Und mir ist auch keine Ordensgründerin nach Mary Ward bekannt, die in Eigenregie ihr Anliegen persönlich vor dem Papst vertreten hätte.

Was waren die Gründe für ein so ungewöhnliches Unterfangen? Dazu müssen wir noch einmal zehn Jahre zurückgehen. 1611 erhielt Mary Ward von Gott Klarheit, auf welche Weise ihre kleine, in Saint-Omer niedergelassene Gemeinschaft englischer Katholikinnen ihr Leben gestalten sollten. „Nimm dasselbe von der Gesellschaft“ – war die unumstößliche Gewissheit, die seither in ihr Herz eingebrannt war.

Dasselbe von der Gesellschaft Jesu, das heißt nicht nur die Spiritualität der Exerzitien des hl. Ignatius mit ihrer Orientierung am Leben Jesu, mit Tagesrückblick und geistlicher Unterscheidung. „Nimm dasselbe von der Gesellschaft“ bedeutet auch dieselbe Lebensregel und Lebensweise wie die Jesuiten, also Übernahme

ihrer Konstitutionen. Es heißt, dieselben Aufgaben auszuführen, also alles zu tun, was dem Wohl und Heil der Menschen dient. Es heißt, dieselbe Art der Leitung, zentral unter einer Generaloberin, und keinem Ortsbischof, sondern nur dem Papst unterstellt. Und es heißt: den Namen Jesus für diese Frauengemeinschaft wählen.

Zehn Jahre hatten sie nun damit Erfahrungen gesammelt, in Saint-Omer und Lüttich englische und dann auch belgische Mädchen unterrichtet, zugleich „undercover“ in England den verfolgten Katholik*innen geholfen und Missionsarbeit betrieben, und sich seit kurzem auch in Köln und Trier bei der Verwurzelung von Konvertitinnen im neuen alten Glauben engagiert.

Bereits fünf Jahre nach Beginn, also 1616 war ein erster Vorstoß in Rom unternommen worden. Vom zuständigen Ortsbischof in Saint-Omer wurde ein Engländer mit einem von Mary Ward verfassten ersten Plan der Lebensweise nach Rom gesandt. Papst Paul V. billigte den Anfang, empfahl die Gemeinschaft der Unterstützung durch den Bischof und ermutigte die Frauen, weiterzumachen. Freilich neigten die zwischengeschalteten Vermittler dazu, das kühne Projekt der Frauen abzumildern, um die Zustimmung der Kurie nicht zu riskieren. In der Zwischenzeit war die Gemeinschaft über die kleine Diözese Saint-Omer hinausgewachsen, und so war sie ja auch angelegt, weshalb eine päpstliche Bestätigung immer dringlicher wurde.

Ein weiterer Grund war noch konkreter: Die Mitglieder dieser Gemeinschaft hatten große Schwierigkeiten, von ihren Familien die Mitgift zu bekommen, so lange die Gründung so ungesichert dastand. Da die Schwestern um Mary Ward aber von ihren Schülerinnen kein Schulgeld verlangten (außer für Kost und Logis bei den Internen), mussten sie davon leben.

Im Hintergrund spielt dann auch der zweite Auftrag eine Rolle, den Mary neben dem „Nimm dasselbe von der Gesellschaft“ empfangen hatte. Er lautete: „Geh zu ihm“. Das bezog sich zunächst auf den Generaloberen der Jesuiten, von dem Mary annahm, dass er die Übernahme der Konstitutionen niemals erlauben würde. Aber nicht nur P. General Vitelleschi, sondern auch Papst Gregor XV. war in Rom zu finden.

Allerdings konnte man auch damals nicht einfach ein Date mit dem Oberhaupt der katholischen Kirche vereinbaren. Mary Ward hielt sich im September 1621 am Hof der Infantin Isabella in Brüssel auf und brachte es fertig, dass die Regentin insgesamt neun Empfehlungsbriefe für die wichtigsten Instanzen in Rom anfertigen ließ. Weitere Schreiben wurden auf ihre Veranlassung vom spanischen König und vom Nuntius in Belgien verfasst.

Die Infantin beauftragte auch ihren Hofmaler Peter Paul Rubens, von einem Mitglied seiner Werkstatt ein Portrait Mary Wards anfertigen zu lassen. Das Bild, das nicht nur ihr Aussehen, sondern auch ihre Ausstrahlung eingefangen hat, ist erhalten geblieben.

Wie muss man sich nun den Aufbruch im Oktober 1621 vorstellen? Die Reisegesellschaft, die im Oktober 1621 loszog, bestand aus neun Personen, neben Mary Ward drei Schwestern, die seit der Gründung dabei waren, sowie eine, die eine gute Handschrift hatte, und eine, die sich auf die Sorge für Kranke verstand; außerdem ein Priester, ein adeliger Begleiter und ein Diener, der auch die zwei Pferde versorgte. Reiten sollte immer diejenige, die gerade am erschöpftesten war, das zweite Pferd trug das Gepäck.

Die Route kennen wir nur grob von den drei Rasttagen: Nancy, Mailand und der Marienwallfahrtsort Loreto. Die Alpen wurden wohl beim Mont Cenis überquert; da gab es trittsichere Sänften-träger, die man anheuern konnte. Ansonsten alles zu Fuß, gute

zwei Monate, etwas weniger als 2000 Kilometer. Mary berichtete der Infantin: *„Unsere Reise ging mit großer innerer Zufriedenheit und ohne irgendeine körperliche Erkrankung von statten. Wir gingen alles zu Fuß, hielten uns zu keiner Zeit auf und waren manches Mal 25 italienische Meilen am Tag unterwegs, das sind mehr als 8 flandrische Meilen [um die 44 km]. Wir haben mehrere Grenzen passiert, ohne Abgaben zahlen zu müssen und ohne größere Überprüfungen aufgrund der Qualität des Reisepasses Eurer Hoheit, der uns auch zu anderen Gelegenheiten große Freude bereitete. Wir sind in Rom an Heiligabend angekommen.“* Dass sie unterwegs bestohlen wurden, verschwieg sie, erzählte stattdessen, dass es in Rom unaufhörlich regne.

Die Infantin hatte darauf bestanden, dass sie nicht in ihrer der Priestertracht nachempfundenen Kleidung, sondern als Pilger unterwegs waren. Für ihr häufiges Unterwegssein hatte Mary eine klare Gebetsstruktur: Es begann mit der Lauretanischen Litanei zur Muttergottes, gefolgt von einem Reisegebet und Gebeten um die Fürbitte der Schutzengel, Erzengel und zahlreicher Heiliger: z. B. Ignatius, Jakobus, Josef, Anna, Teresa, sowie des Ortsheiligen des Zielortes. Dann kam eine Stunde des persönlichen, stillen Betens, danach eine Zeit für fröhliche Konversation. Sie nahmen auch die Schönheiten der Natur wahr und priesen den Schöpfer. Sie genossen Stille und Einsamkeit. Am Nachmittag gab es eine weitere Zeit des Betens, unter anderem für den Rosenkranz. Kurz vor der Einkehr beteten sie dann das Te Deum und Laudate omnes gentes. Auf dem Zimmer stellte Mary ein Andachtsbild auf. Der Abend ging nicht zu Ende ohne Lesung aus der Heiligenlegende und dem Römischen Martyrologium.

Was war das Neue, zu dem Mary Ward nun tatsächlich aufbrach? Das war zunächst und zuerst die Selbstständigkeit und Selbstbestimmtheit dieses Frauenordens. Darüber schreibt sie, es entspreche weder ihrer Gemeinschaft noch den Jesuiten, *„dass wir zu ihrer Körperschaft gehören oder unter ihrer Leitung stehen, so wie es der beste selige*

Ignatius unter der Eingebung des Heiligen Geistes in seinen Anweisungen festgelegt hat“. Dazu muss man wissen, dass Ignatius es abgelehnt hatte, einen weiblichen Zweig zu gründen. Auch sollten die Jesuiten die Leitung von Frauengemeinschaften nicht übernehmen, um nicht in ihrer Beweglichkeit eingeschränkt zu werden.

Mary Ward fährt fort, es entspreche *„noch viel weniger, dass diese unsere Gesellschaft von irgendeinem Menschen oder Orden oder einer Gemeinschaft abhängt, außer von dem einen Stellvertreter Christi auf Erden*“. Normalerweise unterstanden Frauen entweder einem Männerorden oder aber dem jeweiligen Ortsbischof. Was für Männer bereits seit der Zeit der Bettelorden selbstverständlich war, dass sie zentral von einer Generalleitung geleitet wurden, schien für Frauen undenkbar. Sogar die sonst so emanzipierte Infantin Isabella in Brüssel hatte damit Schwierigkeiten. Zumindest befürchtete sie, dass es welche geben würde.

Aber hören wir noch einmal auf Mary Ward: *„Zwar ist es durchaus angemessen, dass andere Frauenorden fromm und heilig entsprechend ihrem Institut in der Regel von anderen Männerorden oder den Bischöfen der Kirche Gottes abhängen. Wir haben jedoch die Sache im Herrn sorgfältig und lange erwogen und entschieden, dass eine derartige Abhängigkeit dem Frieden und der Stabilität unseres Ordens entgegengesetzt ist und dem Ziel, das wir verfolgen, direkt widerstreitet und deshalb auf alle Fälle fernzuhalten ist*.“

Das war das Neue, zu dem Mary Ward aufbrach. Was sie in Rom vorfand, war aber etwas Altes, Rückwärtsgewandtes: die eherne Auffassung nämlich, dass gemeinschaftliches Leben von Frauen nur innerhalb einer streng auszulegenden Klausur gelebt werden darf.

Vom Konzil in Trient war die Betonung der Klausur zunächst als Reformversuch gemeint, dass Nonnenklöster das wirklich leben sollten, was sie gelobt hatten und was in ihrer Regel stand. Papst

Pius V. ging jedoch weit darüber hinaus und forderte von allen Frauengemeinschaften, auch von denen des Dritten Ordens, die Einhaltung der strikten Klausur.

Mit der Überquerung der Alpen kam Mary quasi in eine andere kirchen-geschichtliche Zeitzone. Denn nördlich davon hatte es immer klausurfreie Formen des Zusammenlebens gegeben, zum Beispiel in der langen Tradition der Kanonissenstifte unter dem Schutz der Großen des Reiches. Die von Mary gewünschte und gelebte Klausurfreiheit war ein paar Jahre später der maßgebliche Grund für die Ablehnung ihrer Gemeinschaftsform durch ein kirchliches Verbot.

Nicht ganz so neu war das, was landläufig mit den „Englischen Fräulein“ um und nach Mary Ward verbunden wird: die Sorge um die Bildung der Mädchen und Frauen. Hier waren sie Teil einer größeren Entwicklung, die zu den verschiedensten kleinen und großen Gründungen und Gründungsversuchen führte. Am bekanntesten unter ihnen sind wohl die Ursulinen. Alle diese Gründungen schlugen sich irgendwie mit der päpstlichen Klausur herum, unterlagen meistens, verschafften sich bisweilen Freiräume unter fortschrittlichen Ortsbischöfen oder verzichteten lieber darauf, als Ordensgemeinschaft anerkannt zu werden.

Die Schulen für Mädchen hatten auch bei Mary Ward als oberstes Ziel die religiöse Unterweisung, für sich selbst und im Hinblick auf die Weitergabe des Glaubens. In der konfessionellen Auseinandersetzung der Zeit war das von großer Bedeutung, denn die Protestanten ließen ja ihre Mädchen unterrichten, damit diese selbst die Bibel lesen konnten. An diesem Punkt katholischerseits nachzuziehen, war den weltlichen wie kirchlichen Fürsten des Reiches ein Anliegen, weshalb viele von ihnen die Initiative Mary Wards sehr unterstützten.

Natürlich hatte Mädchenbildung auch einen emanzipatorischen Aspekt. Frauen sollten damit zeigen können, dass sie nicht dümmer als die Männer sind. Sie sollten die Kirche und die Welt mitgestalten können. Original-Ton Mary Ward: *„Bisher wurde uns von Männern gesagt, wir müssten glauben. Es ist wahr, wir müssen es. Aber lasst uns weise sein und wissen, was wir zu glauben haben und was nicht, und uns nicht dazu bringen zu glauben, dass wir nichts tun können.“*

Dass der Unterricht auch den Kindern des einfachen Volkes unentgeltlich angeboten wurde, hatte des Weiteren eine soziale Komponente. Lesen und schreiben und rechnen zu können, kochen, nähen, Hausmittel herstellen und anwenden, das ermöglichte den Mädchen aus den armen Schichten, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Der römische Volksmund brachte es schnell auf den Punkt: *„Wenn diese Tätigkeit weitergeht, wird es in Rom bald keine Bordelle mehr geben“*.

Die Tätigkeit ging nicht weiter. 1625 verfügte Papst Urban VIII., dass die Schulen in Rom, Neapel und Perugia geschlossen werden. In Rom vertrieb man die Schwestern aus ihrem Haus. Mädchenbildung – kein Bedarf.

Mary Ward begnügte sich aber nicht mit der Erziehung der weiblichen Jugend, die sich mit dem klausurierten Leben eines Nonnenklosters vielleicht noch irgendwie verbinden ließ. Ganz bestimmt war das aber nicht möglich bei der Arbeit in der Seelsorge, wie Mary Ward und ihre Schwestern sie in der englischen Untergrundkirche ausübte. Hier ein kurzer Einblick:

„Obwohl sie Adelige sind, leben sie dennoch in gewöhnlichen Privathäusern, weltlich, damit sie nicht erkannt werden, und bescheiden, bisweilen auch ärmlich gekleidet. Die Mädchen dort lehren sie zuerst die Grundlagen des katholischen Glaubens und alles andere (...)

Zweitens ebnen sie bei Eltern und Verwandten, die Häretiker oder Schismatiker sind, den Weg dahin, dass diese wenigstens einen Priester hören wollen, woraus sich bekanntlich viele Bekehrungen ergeben. Als eine – ein Beispiel unter anderen – auf diese Weise den Weg für Priester bereitet hatte, wurden acht nicht unbedeutende Personen durch ihre Vermittlung bekehrt. Andernfalls wäre es nicht einmal zum Gespräch gekommen.

Oft stehen sie den Eltern und vielen anderen im Sterben bei an Orten, an denen sich Priester nicht aufhalten dürfen, weil sie sonst ihr Leben und die Hausbesitzer ihr Vermögen riskieren würden, und verbelfen ihnen durch guten Rat und Zuspruch zu einem guten und glücklichen Lebensende.“

In einem Bild des „Gemalten Lebens“ wird symbolisch dargestellt, wie sich Mary für dieses Leben unter und mit den Menschen entscheidet. Es sind darauf nicht nur Männer, Frauen und Kinder aus ihrer Zeit dargestellt, sondern auch zwei Apostel, sowie die hl. Helena und eine Witwe und eine Jungfrau der frühen Kirche. Dazu die Erläuterung aus dem Mund Mary Wards:

„Deshalb denken wir an eine gewissermaßen gemischte Lebensweise, an ein Leben, von dem wir wahrgenommen haben, dass unser Herr und Meister Christus es seine Jünger gelehrt hat. Seine seligste Mutter hat es gelebt und der Nachwelt hinterlassen, und die heiligen Frauen Maria Magdalena, Martha, Praxedis, Pudentiana, Thekla, Cäcilia, Lucia und mehrere andere heilige Jungfrauen und Witwen haben es geführt.“

Groß gedacht und nicht mit der Auffassung der südeuropäischen Männerwelt gerechnet. Diese wird hörbar in den schwerwiegenden päpstlichen Vorwürfen der Unterdrückungsbulle Urbans VIII. aus dem Jahr 1631:

„Unter dem Anschein, das Heil der Seelen zu fördern“ pflegten sie, so heißt es da, „herumzuziehen und sehr viele andere Werke zu unternehmen, die für die Schwäche des Geschlechts und der Be-

gabung, sowie für die weibliche Bescheidenheit und jungfräuliche Schamhaftigkeit keineswegs geeignet sind“.

Im päpstlichen Aufhebungsbeschluss, der bereits zweieinhalb Jahre früher gefasst worden war, hieß es sogar, „dass sie, wie einige sagen, beabsichtigen, Missionen zu unternehmen, um wenn nicht die Sakramente zu spenden, so doch das Evangelium zu predigen.“

Diesen Unterstellungen hatte Mary schon lange vorher widersprochen: *„Was aber den Vorwurf betrifft, dass wir in der Öffentlichkeit Ansprachen halten, dozieren und öffentlich über Theologie disputieren wollen und alle derartigen Dinge, die nur Priestern erlaubt sind, so haben wir das niemals angestrebt noch je getan. So wahr uns Gott helfe.“*

Manche lesen heute daraus ab, dass Mary Ward sich gegen das Priestertum für Frauen positioniert habe. Oder kann man sie umgekehrt, da sie sich gegen die Abwertung von Frauen gewandt hat, doch auf die Seite der Befürworterinnen stellen? Bei dieser Frage müssen wir, denke ich, Mary in ihrer Zeit lassen und feststellen: Sie glaubte und war überzeugt, dass der Zugang von Frauen zu den priesterlichen Tätigkeiten durch Gott verboten sei. Wenn wir heute aus guten theologischen Gründen zu einer anderen Auffassung kommen, dann müssen wir neue Schlüsse daraus ziehen und unsere Einsicht selbst verantworten.

Vielleicht aber würde sie uns als Weisung mitgeben, was sie ihren Schwestern sagte. Diese zeigten sich verunsichert von der Aussage eines Jesuiten, dass sie nicht lange durchhalten würden. Er meinte nämlich: „Das Feuer wird vergehen, und schließlich sind sie bloß Frauen.“ Mary dagegen:

„Es gibt keinen solchen Unterschied zwischen Männern und Frauen. [...] Veritas Domini manet in aeternum; die Wahrheit unseres Herrn währt im-

merdar. Es ist nicht die veritas hominum, die Wahrheit der Männer oder die Wahrheit der Frauen, sondern veritas Domini.

Diese Wahrheit können Frauen ebenso haben wie Männer. Wenn wir versagen, kommt das von einem Mangel an Wahrheit und nicht davon, dass wir Frauen sind.“

Mary Wards Projekt ist krachend gescheitert, nicht unter Papst Gregor XV., zu dem sie 1621 kam, sondern durch seinen Nachfolger Urban VIII. Dennoch hielt sie an der prophetischen Sicherheit fest, dass diese Lebensweise Bestand haben werde, weil sie von Gott gewollt sei. Die Spannung zwischen dem Hören auf den Willen Gottes und dem Gehorsam gegenüber dem Papst hätte zur Zerreißprobe werden können. Sie wurde es nicht, weil ihr Vertrauen auf Gott nicht zu erschüttern war.

Deshalb kann Mary Ward zur Wegbegleiterin für alle werden, die aus ihrem Glauben heraus zu Neuem aufbrechen.

Und wofür würde ich zu Fuß nach Rom gehen?

von Sr. Christa Huber CF

veröffentlicht auf www.congregatiojesu.de am 24.10.2021

In diesem Herbst erinnern wir uns an das Jahr 1621, als sich Mary Ward zusammen mit einigen Weggefährten auf den Weg nach Rom macht – zu Fuß.

Das Ziel ist es, zum Papst zu gehen und ihm den Entwurf der neuen Frauengemeinschaft vorzulegen mit der Bitte um die kirchliche Anerkennung. Eine Ordensgemeinschaft für Frauen – ohne Klausur – und nach den Regeln des Hl. Ignatius von Loyola. Es steckt ein tiefes inneres Wissen dahinter, dass dieser Weg jetzt richtig und wichtig ist, damit die junge Frauengemeinschaft Zukunft hat. Was vorbereitet werden konnte, ist vorbereitet. Die Gespräche mit der Infantin Isabella, der Rat, in Pilgerkleidung unterwegs zu sein, die Zusammenstellung der Pilgergruppe. Doch das meiste bleibt offen bei einem solchen Unternehmen.

- Woher hatte Mary Ward diese Kraft?
- Wie kann eine Frau in der damaligen Zeit einen solch strapaziösen Weg auf sich nehmen, sich in eine solche Gefahr begeben?
- Sie könnte dabei auch ums Leben kommen – es kann Überfälle geben, kriegerische Auseinandersetzungen, Krankheiten – aber sie lässt sich durch nichts davon abhalten!

Und wenn ich auf mich selbst schaue:

- Was ist so wichtig für mich, dass ich dafür aufbrechen würde?
- Wofür würde ich mich auf einen so langen und beschwerlichen Weg machen wie Mary Ward?

An der Frage des Aufbruchs auf einen solchen Weg, da zeigt sich, was in der Tiefe in mir lebt. Etwas, das mich wirklich zieht, etwas für das es sich lohnt, zu leben.

Dieser Weg nach Rom ist sozusagen ein „Sichtbarwerden ihrer Berufung“. An diesem Punkt zeigt sich, wie tief dieser innere Ruf ist, wie viel Kraft von dort herkommt. Hier zeigt sich etwas vom eigenen Wesen. Und vom Sinn, den ein Mensch gefunden hat.

Die Sache, für die ich bereit bin, Schwierigkeiten oder Unbequemlichkeiten auf mich zu nehmen, ist in der Regel die Sache, die ich als den Sinn meines Lebens entdeckt habe. Und anders herum gesagt: dort, wo es Sinn gibt, kann jemand leichter mit Schwerem umgehen und etwas durchtragen. Dort findet sich auch das, was wir Erfüllung nennen, erfülltes Leben.

Hätte man Mary Ward die Frage gestellt „Für wen gehst du?“, so hätte sie wohl von der Person Jesus gesprochen und von ihrem Auftrag „Nimm das Gleiche von der Gesellschaft Jesu...“.

Wofür möchte ich „gehen“?

Wofür möchte ich mein Leben leben, mein Leben geben?

„So sehr“: Liebe, die das Licht nicht scheut

Von Sr. Birgit Stollhoff C.J., erschienen auf www.katholisch.de am 13.03.2021

Es klingt wie in einem Krimi: Die Verdächtige wird gefangen genommen. Und weil das eine fromme und im Volk beliebte Frau, gar eine Ordensschwester ist, bietet man ihr an, sie in der Nacht abzuholen, im Dunkeln. Dann sehen es die Leute nicht, ihr bleibt die Schande erspart. Wie hat die Verdächtige reagiert? Mit einem fast schon provokativen Satz „Ich habe immer das Licht geliebt und alle meine Handlungen bei Licht getan.“

Die Verdächtige ist unsere Ordensgründerin Mary Ward und sie verbrachte einige Monat in Haft wegen des nie bestätigten Verdachts der Häresie. Wer weiß, dass sein Tun lauter ist, gerecht und wahr, der muss die Öffentlichkeit nicht fürchten. Diese Erfahrung hat Mary Ward gemacht und damit steht sie ganz in der Kreuzesnachfolge Jesu.

Jesus hat den Menschen die zentrale Botschaft der Liebe Gottes verkündet, die größer ist als alle Gesetze, als Standes- und Schamgrenzen. Und er hat gezeigt, dass derjenige, der sich für Gottes Sache einsetzt, sich auch unbeliebt macht und zu Unrecht beschuldigt wird – auch von den eigenen Leuten. Liebe und Wahrheit gehören zusammen.

Wie groß ist Gottes Liebe zu uns? Auch das beantwortet das Evangelium: So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er sich selbst, sein Da-Sein in der Welt für uns hingegeben hat. Hingabe ist ein altes, unmodernes Wort. Was meint es? Vielleicht: Einstehen, mit allem was man ist. Sich ganz verschenken, einstehen mit dem ganzen Gewicht der Person und der eigenen Überzeugungen. Alles loslassen für dieses eine Anliegen, diese Menschen.

Hingabe meint die ganze Person, es gibt nicht „ein bisschen Hingabe“ oder eine Nine-to-five-Hingabe. „So sehr“ ist der Maßstab für unser menschliches Tun, wenn wir behaupten, aus Liebe zu handeln. Wie sehr muss ich die Jugendlichen hier bei der Arbeit lieben – so sehr. Wie sehr soll ich nach einem Streit verzeihen – so sehr. Wie sehr soll ich hoffen, dass Gemeinschaft gelingt – so sehr. Erst, wenn mein Handeln diesem Maßstab standhält, kann ich lauter handeln, gerecht und wahr.

„Wer nicht will, findet Gründe – wer will, findet Wege“ – so lautet ein Spruch. Wer versucht, „so sehr“ zu lieben wie Gott, der findet immer einen Weg zum Nächsten und zur Wahrheit – und der hat auch den Mut dazu. Und wer jetzt meint, das sei Helden- oder Märtyrer-Sache: nein. Erst die Tage hat mir eine Jugendliche wieder gezeigt, was Mut zur Wahrheit bedeutet, und was es bedeutet, wenn die Verantwortung für den eigenen Aufgabenbereich wichtiger ist als die Meinung Gleichaltriger.

Mut und Einstehen für eine Sache können wir jeden Tag üben, ob im Reagieren auf rassistische Sprüche, im Einhalten von Corona-Maßnahmen oder in der Treue zu hilfsbedürftigen Menschen. Mut ist die Freiheit, „so sehr“ die eigene Überzeugung zu vertreten, weil Gott mich „genau so“ braucht.

Nichts zu verlieren

Von Sr. Magdalena Winghofer Cj,

Ansprache zum 15. Sonntag im Jahreskreis (B)

(Lesungstexte: Am 7, 12–15; Mk 6,7–13)

Amos und die Jünger Jesu trennen mehrere hundert Jahre und auch ansonsten ziemlich viel – aber eines verbindet sie: Sie haben nichts mehr zu verlieren.

Amos war ursprünglich sicher kein armer Mann, hatte Plantagen und Viehherden – aber „der Herr hat mich hinter meiner Herde weggenommen“, sagt er in der heutigen Lesung; seine Berufung zum Propheten hat ihn seinen Besitz gekostet.

Und die Jünger – ihnen verbietet Jesus den Notgroschen und das zweite Hemd.

Aber nicht nur materiell haben sie nichts mehr zu verlieren: Die Geschichten erzählen auch vom Verlust von Sicherheit, Status, Anerkennung, Ansehen, Heimat, sozialen Beziehungen und all dem, was man sonst so besitzen oder eben auch verlieren kann.

Aus dem Kontext herausgenommen wird das in der Lesung vielleicht gar nicht so deutlich – aber erzählt wird hier der Rauschmiss des Propheten aus dem Tempel.

Im Reichstempel haben die Propheten loyal gegenüber dem König zu sein und zu prophezeien, was er hören will – wer sich wie Amos nicht daran hält, fliegt raus, ist damit gleichsam exkommuniziert und vogelfrei.

Und wenn im Evangelium beschrieben wird, wie die Jünger sich im Falle der Ablehnung verhalten sollen, ist das sicher keine Fantasie, sondern spiegelt Erfahrung.

Und sollten Sie schon jemals den Zeugen Jehovas, Mormonen oder anderen Wanderpredigern von heute begegnet sein, können Sie sich vorstellen, wie wohl auch die Jünger Jesu damals beäugt wurden.

Die materielle Sicherheit, das Zuhause und den Stammplatz, Beziehungen und Vitamin B, der Platz in der Gesellschaft und der religiösen Gemeinde, das Ansehen unter den Menschen, der gute Ruf und das Gehört-Werden an der richtigen Stelle – all das hatten sie aufgegeben, Amos ebenso wie die Jünger. Und damit hatten sie buchstäblich nichts mehr zu verlieren.

Wer aber nichts mehr zu verlieren hat, den bedauern wir, beneiden ihn nicht. Der hängt sozusagen mit einem Fuß schon über dem Abgrund. Ein armer Tropf.

Wer nichts mehr zu verlieren hat, der hat nichts mehr, was ihn hält. Er hat nichts mehr, worauf er Rücksicht nehmen müsste oder was er noch verlieren könnte. Nichts, was er festhalten und sichern könnte, worüber er sich Gedanken machen müsste oder was ihm schlaflose Nächte bereiten könnte. Er hat nichts mehr, was er fürchten müsste zu verlieren, nichts, was er mit sich trägt oder schleppt, was ihn zurückhält oder bremst.

Wer nichts mehr zu verlieren hat – ist frei! Und es ist diese Freiheit, so meine ich, die uns aus den heutigen biblischen Texten entgegenkommt. Es ist nicht ein eingeschüchterter armer Tropf, der da aus dem Reichstempel fliegt, sondern ein mutiger Prophet, der den Schweigebefehl zum Anlass nimmt, den Mund aufzumachen.

Mit provokantem Selbstbewusstsein stellt er sich dem Tempelhüter entgegen: Du kannst mich hier rauswerfen – aber du kannst mir nicht den Mund verbieten. Ich habe alles aufgegeben, habe nichts mehr zu verlieren – und deshalb hast du nichts gegen mich in der Hand. Du hast letztlich keine Macht über mich – denn der Herr selbst hat mich berufen.

Und es ist die gleiche Selbstsicherheit, mit der die Jünger Jesu gelassen den Staub von den Füßen schütteln, wo sie nicht aufgenommen werden, und weiterziehen: Ihr könnt uns rauschmeißen – damit macht ihr uns zum Zeugen. Wir haben alles aufgegeben, wir haben nichts mehr zu verlieren. Uns könnt ihr deshalb nichts nehmen – ihr könnt nur euch selbst der Botschaft und Zeichen Gottes berauben.

Sich des eigenen Auftrags und der eigenen Berufung sicher sein. Mit gelassener Selbstsicherheit auftreten können – und bei Ablehnung souverän-fröhlich weiterziehen können. Nicht unantastbar sein, aber wissen, in wessen Händen das Leben liegt. Wer wollte das nicht?

Wer immer aber sich nach dem Geschmack dieser großen Freiheit sehnt, der sollte um ihren Preis wissen: Sie ist dem verheißen, der nichts mehr zu verlieren hat. Darum fordert Jesus seine Jünger zu allen Zeiten auf, den Notgroschen und das zweite Hemd zuhause zu lassen.

Und so steht am Ende die Frage: lockt die Freiheit, lockt der Auftrag und die Zusage Gottes mehr als das, was wir zu verlieren haben?

Gute Entscheidungen treffen

Von Sr. Ursula Dirmeier Cf, Über die drei Zeiten der Wahl und die Erfahrung von Trost in der ignatianischen Spiritualität – geistlicher Impuls beim Jahrestreffen der Gefährtinnen am 23. Oktober 2021

Wir gehen aus vom Jahr 1521 und vom Krankenlager des Ignatius in Loyola: Darüber heißt es im „Bericht des Pilgers“: „Allmählich befand er sich so gut, dass er in allem sonst gesund war und sich nur nicht gut auf dem Bein halten konnte. Und so war er gezwungen, im Bett zu bleiben. Und weil er der Lektüre von weltlichen und falschen Büchern sehr ergeben war, die man Ritterromane zu nennen pflegt, bat er, als er sich gut fühlte, man möge ihm einige davon geben, um die Zeit zu verbringen. Doch in jenem Haus fand sich keines von denen, die er zu lesen pflegte. Und so gaben sie ihm ein *Leben Christi* und ein Buch vom Leben der Heiligen auf Spanisch.“ (PB 5)

Was für ein Glück, dass es nichts anderes zu lesen gab. Was für ein Glück, dass es so schrecklich langweilig war. Sonst wäre Ignatius der kleine Unterschied vermutlich gar nicht aufgefallen, den er bei sich wahrnahm: Natürlich hatte er die Erinnerung an den Inhalt der Ritterromane in sich und hatte auch besonders eine hohe Dame im Auge, in deren Dienst er sich gern hervortun wollte. Aber wenn er sich mit diesen Gedanken beschäftigt hatte, blieb mit der Zeit ein schaler Nachgeschmack. Anders, wenn er sich vorstellte, die Heiligen nachzuahmen. Da blieb die Freude.

Und so entstand in ihm die Erfahrung, die hinter der „zweiten Weise, eine gute und gesunde Wahl zu treffen“ im Exerzitienbuch steht. Um eine solche handelt es sich, „wenn Klarheit und Einsicht genug empfangen wird, von der Erfahrung in Tröstung und Trostlosigkeit her und aus der Erfahrung der Unterscheidung der verschiedenen Geister.“ (EB 176)

Das, was Ignatius die erste Zeit der Wahl nennt, war dagegen schon lange bekannt: „Wenn Gott unser Herr den Willen so bewegt und an sich zieht, dass eine ihm ergebene Seele, ohne zu zweifeln oder auch nur zweifeln zu können, dem folgt, was gezeigt wird, wie es der heilige Paulus und der heilige Matthäus taten, als sie Christus unserem Herrn nachfolgten.“ (EB 175) Ignatius spricht nicht von Weisen, sondern von Zeiten der Wahl, vielleicht weil diese wie die Gezeiten vorgefunden werden.

In der ersten Zeit der Wahl befand sich Mary Ward am 2. Mai 1609 mit der Erfahrung am Athanasiustag („Etwas Anderes als das Klarissenleben wählen“) und im Winter bei der Gloria-Audition („Nicht Karmelitin werden“), sowie im Jahr 1611 bei der Erkenntnis „Nimm dasselbe von der Gesellschaft“. Bei dieser ersten Zeit der Wahl haben die Empfangenden eigentlich gar keine Wahl, sie zweifeln nicht und können nicht zweifeln. Das sind sicher Ausnahmesituationen, und doch gibt es auch im alltäglichen Leben kleine Erfahrungen einer unmittelbaren und unumstürzlichen Sicherheit ...

Aber kehren wir zur zweiten Zeit der Wahl zurück, der großen Entdeckung des Ignatius: Auch davon gibt es bei Mary ein eindrucksvolles Beispiel, und zwar aus ihrer ersten Nacht im Angerkloster in München, als Gefangene der Inquisition.

Wir erfahren davon in der „Englischen Vita“. Deren Verfasserin beruft sich ausdrücklich darauf, dass Mary das selbst und zwar klar und heiter erzählt habe. Sie habe in dieser Gefangenschaft vor sich nichts als den Tod gesehen, *„nicht nur in Anbetracht ihrer Gesundheit und der Eigenschaft des Ortes, sondern auch deswegen, weil es unmöglich schien, dass Menschen, die im Sinne hatten, so weit zu gehen, sie jemals wieder in Freiheit setzen würden.“*

Sie kannte die Urheber und Akteure dieser Angelegenheit sehr gut. Sie fand, indem sie einen Akt der Ergebung und Hingabe an Gott vollzog, Zufriedenheit und unaussprechlichen Frieden und innere Freude in der Hoffnung, dass nun die lang ersehnte Zeit käme, in der sie nichts anderes tun müsse, als an Gott zu denken, ihn zu lieben und von ihm abhängig zu sein, in dem Vertrauen, dass er für die Ibrigen sorgen würde. In dieser Verfassung ging sie zu Bett und hoffte, sehr gut zu schlafen, da alle Mühen ihr nun aus der Hand genommen waren.

Aber in all dieser ihrer Zufriedenheit fand sie gewissermaßen die Aufhebung der Gnade von oben und so etwas wie einen Tadel, dass sie denken könne, es sei genug zu leiden, ohne sich zu mühen. Sie murrte nicht, war aber ein wenig zum Widerspruch geneigt, entschloss sich aber, nichts davon zu tun, sondern zu schlafen. [...] Aber in ihrem Inneren wuchs eine starke und bedrohliche Kraft, falls sie sich nicht entschlösse, sich um die Verteidigung der eigenen Unschuld und jene der Ibrigen und folglich um ihre Freilassung zu bemühen. Als sie das nach einer Weile zu tun versprach, konnte sie einschlafen ...“

Ein klares Beispiel für den Wechsel von Trost, Trostlosigkeit und wieder Trost. Deutlicher kann der Gottesgeist nicht werden ...

Bleibt noch die dritte Zeit der Wahl. Sie ist ruhig und vom Gebrauch der natürlichen Fähigkeiten des Verstandes gekennzeichnet. Ignatius unterscheidet in ihr zwei Arten, zu einer Entscheidung zu kommen.

Die erste Weise umfasst die folgenden Schritte: Erstens muss man über die Sache Klarheit gewinnen, über die entschieden werden soll. Zweitens muss Freiheit von aller Vorentschiedenheit angestrebt werden in der Indifferenz, die mit dem Gleichgewicht einer Waage verglichen wird, damit man ohne Vor-Urteil dem folgt, was mehr zur Ehre Gottes und zum eigenen Heil führt. Drittens, Gott um Hilfe für eine gute Wahl bitten. Viertens, die Gründe überlegen, die für die eine Alternative und gegen sie sprechen, danach

das Für und Wider der anderen Alternative. Fünftens gemäß der stärkeren Vernunftgründe entscheiden und sechstens die Entscheidung noch einmal im Gebet vor Gott bringen.

Sie ist übrigens auch geeignet, zu einer Entscheidung in Gemeinschaft zu kommen. Ignatius hat sie mit seinen ersten Mitbrüdern in der Frage der Armut in der Gesellschaft Jesu angewandt.

Daneben gibt es noch eine zweite Art, in der dritten Wahlzeit zur Klarheit zu kommen. Ich stelle sie in einer abgewandelten Version dar, wie sie heute eingesetzt werden kann: „Man stelle sich vor und versetze sich in die Lage, dass man in vorgerücktem Alter, vielleicht hochbetagt Rückschau auf das eigene Leben hält. Man schaut von dort auf die gegenwärtige Lebensphase und fragt sich aus der Distanz, wie man sich im derzeitigen Dilemma entscheiden haben möchte.“

Das mag nicht immer gelingen, führt aber bisweilen zu einem Ergebnis von überraschender Klarheit. Diese ist dann weniger das Ergebnis einer Verstandestätigkeit. Vielmehr wird einem inneren Wissen zum Durchbruch verholfen. Zugleich stellt sich die Empfindung von Trost ein.

Mit dem Wort „Trost“ bezeichnet Ignatius ein Entbrennen in der Liebe zu Gott, auch dass einem die Tränen kommen nicht so sehr aus Reue, sondern vor Ergriffenheit. Vor allem aber nennt er Trost „jede Zunahme von Hoffnung, Glaube und Liebe und jede innere Freudigkeit, die ihn zu den himmlischen Dingen ruft und zieht und zum eigenen Heil seiner Seele, indem sie ihn besänftigt und befriedet in seinem Schöpfer und Herrn.“ (EB 316)

Freude, Ruhe und Frieden sind natürlich zunächst subjektive Kriterien. Den Trost spürt man in sich. Zugleich können sie helfen, auch von außen das Gott-Entsprechende einer Wahl zu erkennen.

Wer mit seiner Entscheidung zum Fanatiker wird, wer in der Folge seines Entschlusses über Leichen geht oder auch nur die zehn Gebote verletzt, ist höchstwahrscheinlich einer „Versuchung unter dem Schein des Guten“ aufgesessen. Nicht umsonst lautet eine Regel zur Unterscheidung der verschiedenen Bewegungen, man müsse genau hinsehen, ob der Anfang, die Mitte und das Ende unserer Gedanken gut seien (vgl. EB 333). Die Zunahme von Hoffnung, Glaube und Liebe darf nicht eine Eintagsfliege gewesen sein.

Wenn wir also eine erste Ahnung haben, was mit Trost gemeint ist, bleibt die Frage, wie er zustande kommt. Natürlich darf dabei das Wirken des Gottesgeistes angenommen werden. Aber dieses verzichtet gewöhnlich nicht auf eine natürliche Basis.

Auf dieser natürlichen Ebene sprechen Menschen davon, dass sie etwas aus dem Bauch heraus entschieden hätten, dass sie ihrem Bauchgefühl trauen könnten, dass das Herz Gründe habe, die der Verstand nicht kennt. Andere bestehen darauf, eine Entscheidung noch einmal eine Nacht zu „überschlafen“, um am nächsten Tag entweder guten Gewissens zuzustimmen oder aber zu einer neuen Sichtweise gekommen zu sein.

Erkenntnisse der Neuro-Wissenschaften legen den Gedanken nahe, dass bei Entscheidungen eben nicht nur der für die Erwägungen der Vernunft zuständige Bereich (hauptsächlich in der linken Gehirnseite lokalisiert) aktiv wird, sondern auch der Bereich, in dem Emotionen, Bilder und Träume lebendig sind (eher rechte Gehirnseite). Wenn dieser Bereich dem andernorts Gedachten zustimmt, dann entsteht, so die These, mit der Zeit, und Zeit braucht es dafür, das Empfinden von Trost, das wir vielleicht am ehesten mit dem Begriff von „Stimmigkeit“ umschreiben würden. Trost ist deswegen auch kein Dauerzustand, sonst würden wir ihn nicht mehr wahrnehmen können.

Ignatius spricht auch über das Gegenteil von Trost, Misstrost oder Trostlosigkeit, die sich aber in ganz verschiedenen Gefühlslagen zeigen kann. Im oben geschilderten Erleben Mary Wards im Gefängnis besteht die Trostlosigkeit in einer anwachsenden Unruhe, die anzeigt, dass etwas nicht stimmt. Sie kann also Beginn eines Lernprozesses sein, der zu etwas Neuem führt¹. Ignatius führt als möglichen Grund Lauheit im religiösen Leben an. Geistliche Trockenheit kann ebenso die Nagelprobe sein, ob der eigene Glaube auch ohne Gefühlsunterstützung Bestand hat. So kann sie kann davor bewahren, sich auf die Erfahrung von Trost etwas einzubilden (vgl. EB 322).

„Inneres Feuer hat seinen Ort nicht in den Gefühlen, sondern in der Entschiedenheit, gut zu handeln“, kommentiert die immer so pragmatische Mary Ward.

¹ Vgl. Georg Sporschill SJ, Rufe die Geister! in: Die Exerzitien des Ignatius (Hg. v. Lothar Lies u. a.), Zürich 1983, 61–68; hier: 66

Der „Grinch“ und meine Freiheit

Von Sr. Brigit Stollhoff Cf

Erschienen in: Augsburgener Kirchenzeitung am 12.06.2021

„Am Samstag – da habe ich im Kalender von 10.00–12.00 Uhr Trübsal blasen und motzen. Und um 12.00 Uhr habe ich ein Mittagessen mit mir – das kann ich nicht schon wieder ausfallen lassen! Sorry – keine Zeit!“ so lehnt da Grinch-Monster im gleichnamigen Film die Einladung ab, sich im Dorf an den Weihnachtsvorbereitungen zu beteiligen. Jetzt im Sommer fällt mir diese Szene wieder ein. Nicht weil die Jahreszeit passt, sondern weil die Geschäftigkeit wieder steigt.

Die Menschen verabreden sich wieder – im Biergarten, im Park, zum Wandern. Und auch bei der Arbeit sind Besprechungen wieder selbstverständlich. Kurse beginnen wieder, Weiterbildung will wieder „vor Ort“ sein. Und ich merke, dass mich das stresst! Bei keinem anderen Thema erlebe ich meine Haltung zu Corona und der „alten Normalität“ so ambivalent, wie beim Thema „Zeit“ oder „Zeitmanagement“.

Einerseits erlebe ich die Jugendlichen und die jungen Erwachsenen. Denen wurde mit Corona ein kompletter Lebensraum genommen. Jugendliche leben im Öffentlichen Raum, wo sie sich mit ihren Cliques frei treffen können – ohne Beobachtung der Eltern und zum Teil in bewusster, wichtiger Abgrenzung zum Umfeld. Im Unterricht zuhause ohne Klasse und dem Lehrer, der Dinge am eigenen Blatt zeigt, sind viele Erfahrungen nicht möglich. Vorlesungen hören geht an der Uni, aber ein Studium ohne Blättern in der Bibliothek, Anstehen in der Mensa, Rudern im Unisport und Erstsemesterpartys? Eine Ausbildung im Home-Office? Ebenso die älteren Leute – das Gespräch nach der

Kirche, das Kaffeetrinken im Stadtviertel, die gewohnte Runde in den Läden, der Konzertbesuch – all das ist Lebensqualität. Und so warte ich sehnlichst auf die nächste Wasserschlacht mit den Kids, das Grillen mit den Teamern, „Wein und Käse“ nach dem nächsten Wortgottesdienst, ins Museum-gehen mit der Freundin und Diskutieren bis in den Morgen mit der Familie!

Für mich fällt Corona aber auch zusammen mit dem Ende meines Fernstudiums, dem Ende einer großen Doppelbelastung: unter der Woche die Arbeit, abends und am Wochenende Vorlesungen hören. Und trotz Masterarbeit habe ich in Corona eine neue Lebensqualität entdeckt: Am Abend länger auf dem Bänkchen vor der Kirche sitzen bleiben und den Mond steigen sehen. Nicht nur ein, zwei oder drei Wochenenden zuhause sein, sondern gleich mal zwei oder drei Monate. Es sich leisten könne, einen Samstag zu verschlafen oder das Buch am Stück zu lesen. Mit der Mitschwester abends im Wohnzimmer sitzen bleiben und weiter reden. Dazwischen mal ein Telefonat oder Zoom Gespräch. Und plötzlich sind Dinge wieder spontan möglich! Losradeln und abbiegen, wo es mir gerade gefällt und so eine neue Welt hinter der Haustür entdecken; zum ersten Mal hier im Garten stehen und Brennnesseln ausrufen; endlich gemeinsam das hässliche Regal abbauen, abends noch gut kochen statt schnell essen. Da habe ich viel an den Grinch gedacht. Der nimmt sich sogar den Luxus, Zeit für Schlechtgelaunt sein einzuplanen. Aber ist das Luxus? Oder hat mir Corona nur Platz im eigenen Terminkalender verschafft? Wer bestimmt mein Leben? Wer verplant meine Zeit, wer sagt, was mir Spaß machen muss? Und wer sagt mir, dass ich Spaß haben wollen muss? Grummeln ist auch ein Ausdruck meiner Seele.

Jetzt nach Corona haben es viele eilig und wissen oft sehrgenau, wie es jetzt weiter geht. Und alle Termine sind wieder wichtig, jede/r will sich wieder vor Ort treffen. Ich bin aber noch nicht soweit. Ich möchte noch bei meinen Fragen bleiben, lieber weiter

öfter mit geliebten Menschen telefonieren, zoomen oder Nachrichten schicken als wieder am Bahnhof zu stehen und mich zu fragen, ob ich den Anschlusszug kriege. In Coronazeiten habe ich in der Jugendarbeit schmerhaft gelernt, dass ich Zeiträume nicht immer planen kann, weil sie von anderen Menschen und anderen Bedingungen abhängig sind. Mich hat das oft genervt. Gleichzeitig fand ich diese fehlende Planungssicherheit auch befreiend. Und auch diese Freiheit wünsche ich mir ein wenig weiter. Es gibt in Jesu Sendungsbefehl die schöne Stelle, wo er den Jüngern auf-erlegt, einfach weiterzugehen, egal, ob es gut oder schlecht war in der Stadt. Frieden wünschen, nehmen, was man angeboten bekommt, weitergehen und wenns schlecht war, den Staub von den Schuhen schütteln. Also das Gegenteil von einem Pastoralplan oder einem Terminkalender. Madeleine Delbrel beschreibt in einem Gedicht sehr gut, was ich mir für die Zeit jetzt wünsche – weniger Wissen, wie es weitergeht als eher viel Neugier, viel Offenheit für Veränderungen.

*Geht in euren Tag hinaus
ohne vorgefasste Ideen,
ohne die Erwartung von Müdigkeit,
ohne Plan von Gott,
ohne Bescheidwissen über ihn,
ohne Enthusiasmus,
ohne Bibliothek –
geht so auf die Begegnung mit ihm zu.
Brecht auf ohne Landkarte –
und wisst, dass Gott unterwegs
zu finden ist,
und nicht erst am Ziel.
Versucht nicht,
ihn nach Originalrezepten zu finden,
sondern lasst euch von ihm finden
in der Armut eines banalen Lebens.*

Toleranz – (vielleicht) schwerer als gedacht

*Von Sr. Magdalena Winghofer Cj, Erschienen als Leitartikel
im Pfarrmagazin der Frauenkirche Nürnberg, Sommer 2021*

Toleranz – ein Wort, das ich selten verwende und das sich bei mir meistens mit einem gewissen Unwohlsein verbindet. Und schon das darf ich eigentlich nicht schreiben, denn es gehört zum guten Ton, sich Toleranz auf die Fahnen zu schreiben. Es ist nicht toleriert, sich nicht dezidiert als tolerant darzustellen – und auch, worauf sich die Toleranz zu beziehen hat, ist klar: z.B. auf Nationalitäten, Religionen, sexuelle Orientierungen usw. Umgekehrt ist gefordert, an anderer Stelle Toleranz zu verweigern: Rassismus, Sexismus, Fundamentalismus,... „Keine Toleranz der Intoleranz!“

Wenn Toleranz Fronten schafft

Und da beginnt mein Unwohlsein: Toleranz ist ein Kampfbegriff geworden, der klare Fronten schafft. Der markiert, was/wer gut, richtig, moralisch ist – und was/wer nicht. Die Behauptung, selbst tolerant zu sein, erlaubt, andere als intolerant zu bezeichnen. Das macht Toleranz zu einer klaren Sache und damit auch irgendwie einfach; Toleranz ist etwas, was sich gut anfühlt und die Sicherheit gibt, auf der richtigen Seite zu stehen. Aber ist Toleranz eine Haltung, die Abgrenzungen schaffen soll?

„tolerare“ – „ertragen“

Ich finde einen Blick auf den Ursprung des Wortes hilfreich: Toleranz kommt vom lateinischen Verb „tolerare“. Das bedeutet: „ertragen“, „erdulden“. Das klingt nicht so angenehm und bequem, das hat mit Aushalten zu tun – und fängt damit eigentlich erst dann an, wenn ich etwas nicht teilen, akzeptieren, übernehmen

kann. Sonst brauche ich es nicht zu ertragen. Wenn ich also mit jemandem/etwas übereinstimme, wenn ich etwas gutheißen und anerkennen kann (z.B. die Gleichberechtigung von Menschen anderer Kulturen etc.), dann hat das noch nichts mit Toleranz zu tun. Toleranz ist dort gefragt, wo ich nicht mehr übereinstimmen und akzeptieren kann. Wo ich auf Meinungen und Haltungen stoße, die ich nicht übernehmen kann und will. Und Toleranz stellt die Frage, wie ich mit dieser Erfahrung umgehe.

Nicht zustimmen, aber aushalten

„Ertragen“, „erdulden“ weist dabei in eine doppelte Richtung: Zum einen bedeutet das, dass ich nicht zustimmen muss. Toleranz heißt nicht, dass ich eine Meinung, Position, Haltung,... gut finden muss, nicht einmal, dass ich sie akzeptieren muss. Ich kann sie (und muss sie vielleicht bisweilen aus meiner ethischen Position heraus) falsch finden. Und ich darf das auch formulieren. Toleranz steht damit gerade nicht für eine Haltung, die „alles okay findet“. Dann aber darauf zu verzichten, den/die andere/n an den Rand zu drängen und (womöglich gewaltsam) zum Schweigen zu bringen, das fordert „tolerare“, „erdulden“. Toleranz fordert, die überhebliche Sicherheit der eigenen moralischen Richtigkeit abzulegen, die alle(s) andere als unmoralisch und intolerant verurteilt. Sie fordert das Ertragen, dass da diametral Entgegengesetztes daneben steht und stehen darf – eben auszuhalten ist.

Toleranz als Haltung des Ertragens ist daher gerade kein Kampfbegriff, der Abgrenzungen schaffen und Fronten aufrichten will, sondern sie überbrücken will. Und zwar nicht, indem die Gegensätze eingeebnet werden, sondern ausgehalten.

Alles ertragen?

Aber soll man, darf man denn alles stehenlassen und ertragen? Alles sicher nicht. Hier ist die Unterscheidung gefragt, wann Toleranz nicht mehr die angemessene Haltung ist. Vermutlich dürfen wir aber im Alltag sehr viel häufiger herausgefordert sein zum unbequemen Ertragen, als uns lieb ist und als der Fall ist, wenn Toleranz mit Anerkennen gleichgesetzt wird und damit die Abgrenzung zu „den anderen“ erlaubt.

Und ein zweiter Gedanke: Nein, es ist nicht alles zu tolerieren – aber alle. Ich muss ausnahmslos jeden Menschen als Menschen ertragen und aushalten – nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Hat Paulus recht?

Von Sr. Beate Neuberth CF,

Kirchenpräsenz in der Institutskirche in Bamberg

Kann eine Gemeinschaft zu einem Bild beitragen? Jeder wird erst mal ein Fragezeichen setzen. Dazu kann ich folgende Erfahrung weitergeben: In meinem Bilderdepot entdeckte ich kürzlich ein Aquarellbild, das ich bereits 2015 gestaltet hatte: Weiße Blattfor-



mationen auf blauem und rotem Grund. Es war nicht schlecht, aber auch nicht besonders ausdrucksstark: eintönig, ohne Blickfang oder Höhepunkt; als Vorhangstoff vermutlich passender.

So sollte es also nicht bleiben, drum nahm ich das „Unvollendete“ mit in mein Zimmer. Zufällig entdeckte ich in einem abgelegten Bilderrahmen Rosenzweige auf Seide gemalt. Das gefiel mir gut, mit Tusche zeichnete ich zwei verschieden große Zweige – nur in Schwarz.

Einer Mitschwester, der ich das Bild zeigte, fehlten die Blütenknospen. Rosen zu gestalten, die nicht kitschig wirken, fällt mir schwer. Sie direkt auf mein Blatt zu malen, war mir zu gefährlich. Deswegen sollte das Aquarell doch nicht verunstaltet werden und so zeichnete ich auf ein extra Stück Papier mit Filzstift und Wachsmalkreide zwei stilisierte Rosen und legte sie ausgeschnitten zu den Zweigen. Hier war die Mitschwester nicht mit der Farbe zufrieden. Zwei Rosen erhielten nun leicht verschiedene Rottöne u. kamen zu den Zweigen.

Ist das Aquarell nun gut so? Ich war unsicher und ließ es in meinem Zimmer liegen. Eine andere Mitschwester kam zufällig zu mir, sah das Gestaltete und sagte spontan: „Hier fehlt das Grün!“ Wirklich, das war es! Mit Aquarellstiften erhielten nun die schwarz umrandeten Blätter das lebendige Grün...

Kaum jemand wird jetzt die verschiedenen Arbeitsschritte erkennen; erst recht nicht, dass dieses Bild gemeinsam gestaltet wurde; ja sogar das Wichtigste kam nicht von mir.

Lässt sich das nicht auf unser Leben übertragen? Manchmal ist uns gar nicht bewusst, dass wir unseren Mitmenschen mehr verdanken als wir es wahrnehmen und schätzen.

Die Gemeinschaft, ob in der Familie, in einer Beziehung oder im Orden, kann eine Hilfe sein, um uns richtig entfalten zu können, um immer mehr wir selber zu werden. Drückt der Apostel Paulus nicht eine ähnliche Erfahrung aus, wenn er im 1. Brief an die Gemeinde von Korinth schreibt: „Es gibt verschiedene Gnadengaben, aber nur den einen Geist. Es gibt verschiedene Dienste, aber nur den einen Herrn. Es gibt verschiedene Kräfte, die wirken, aber nur den einen Gott: Er bewirkt alles in allen. Jedem aber wird die Offenbarung des Geistes geschenkt, damit sie anderen nützt.“ (12, 4-7)

In meiner „Mal-Geschichte“ hat jede ihre Perspektive, ihre Idee, ihre Sicht eingebracht und so wurde das Bild, was es geworden ist: gelungen!

Man kann diesen Schrifttext auch noch in einer tieferen Ebene verstehen: Ich trage in mir vieles, was ich von anderen gelernt habe – von einem habe ich dieses, von einem anderem jenes. Ich habe es mir zu eigen gemacht, es gehört zu mir, ja es sind Gnadengaben, die mein Leben tiefer und reicher machen, auch wenn es mir nicht immer bewusst ist. Es sind Gnadengaben, die auch meine Mitmenschen erfreuen und so ihnen nützen!

So hat Paulus doch recht!

Wer verführt hier wen?

Von Sr. Birgit Stollhoff C7;

erschienen auf www.katholisch.de am 25.09.2021

Diesen Slogan kennt jeder, gleich mit der passenden Melodie und schon läuft uns das Wasser im Mund zusammen. Schokolade ist ungesund und macht dick, aber manchmal geben wir der Versuchung nach. Alle Worte mit der Silbe „ver-“ haben etwas zu tun mit ausbrechen, abweichen von einer vorgegebenen Linie, mit Chaos oder Konfusion.

Die alte Einheitsübersetzung verwendet im Evangelium noch das Verb „verführen“: „Wenn dich deine Hand zum Bösen verführt...“ Das Wort „verführen“ finde ich viel schwieriger als den Begriff „versuchen“. In Zusammenhang mit Fragen religiöser Kleidervorschriften ist mir klar geworden, was mich daran stört: Kleidervorschriften haben viele richtige Begründungen – Respekt vor Gott und dem Raum, verschiedene Symboliken etc. Anders finde ich das in allen Religionen verwendete Argument, dass sich die Frauen bedecken sollen, damit der Mann nicht auf „falsche Gedanken kommt“.

Diese Begründung folgt für mich einer verheerenden Logik: Beim Verführen gibt es eine „böse“ Person, die eine andere „unschuldige“ Person aktiv verführt, aktiv vom „rechten“ Weg wegleitet. Das sind bei Kleiderfragen dann – wen überrascht es – die Frauen. Was mich an diesem Argument ärgert, ist die Verwechslung von Subjekt und Objekt. Wenn ein Mann eine Frau sieht, ist er Subjekt und sie, die Gesehene, Objekt. Wehe aber, die Kleidung stimmt nicht.

Dann wird aus der Gesehenen qua Definition die aktive Verführerin und aus dem sehenden Mann das willenlos verführte Objekt.

Und schon ist die Verantwortung abgegeben, schon ist die Frau schuld! Sprache kann aus Opfern Täter machen und aus Tätern unschuldig Verführte. Dieses Leugnen der Schuld gibt es auf vielen Ebenen: Die anderen Raucher oder der Alkohol im Regal hat mich „verführt“ oder das Handy hat einem am Steuer „abgelenkt“. Inzwischen wird die Bibelstelle vager mit „Wenn dir deine Hand Ärgernis gibt“ übersetzt. Aber es bleibt dabei – die Hand ist schuld. Oder nicht? Mich erschreckt diese Bibelstelle mit ihrer brutalen Sprache und den harten Konsequenzen. Vor dem Hintergrund dieser Frauenthematik verstehe ich sie neu: „Wenn dir deine Hand Ärgernis gibt, dann hau sie ab!“

Hier stellt Jesu den Ursache-Wirkungs-Zusammenhang wieder richtig: Wenn Dich deine Hand oder wer auch immer verführt – dann ist es Deine Aufgabe, damit umzugehen! Jesus lässt sich hier nicht auf eine Täter-Opfer-Verschiebung, auf das Abgeben der Verantwortung, ein. Verantwortlich ist der souverän handelnde Mensch, der Böses tut.

In einem Post auf Twitter habe ich gelesen: „Wenn Du am kurzen Rock einer Frau Anstoß nimmst, dann ist die Frau keine Schlampe, aber du denkst vielleicht die Gedanken eines Vergewaltigers.“ Das ist heftig ausgedrückt, aber es macht – wie Jesu Worte – deutlich, wo die Verantwortung liegt: Bei dem, der etwas sieht und damit umgehen muss, nicht bei der Gesehenen.

Die Menschen sind verantwortlich, weil eben nicht alles egal ist im Leben und Ausreden allenfalls für Schokolade taugen – aber nie für Vergehen gegen die Menschen. Gerade in Zeiten der Wahl und danach lohnt es sich hinzuhören: Wer übernimmt Verantwortung wofür. Und für wen sind „die Anderen Schuld“. Sprache kann Rollen vertauschen, aber Sprache verrät auch den Sprechenden – und da ist Jesus sehr genau.

Mary Ward 400: Mary Wards erster Weg nach Rom

Am 21. Oktober 1621 brach Mary Ward erstmals nach Rom auf. Wir machen uns gemeinsam mit ihr auf den Weg und lassen uns von ihrer Tatkraft und Energie inspirieren.

400 Jahre nach Mary Wards erstem Weg über die Alpen wollen wir uns gemeinsam mit ihr auf diese Reise machen und entdecken, was ihr Weg uns heute sagen, wie ihr Vorbild uns heute inspirieren kann. Dafür haben wir vier mögliche Varianten gewählt, die Sie auf unserer Website finden:

1. Impulse, die zum Nachdenken und Meditieren, zum Überlegen und miteinander austauschen inspirieren – für alle, die spirituelle Impulse und Anregungen für das persönliche Gebet suchen.
2. Informationen zu den historischen Stationen von Mary Wards Reise - für alle, die mehr über Anlass, Geschichte und die kleinen Entdeckungen unterwegs erfahren möchten.
3. Berichte über uns Schwestern und unsere „Sendung“ – für alle, die erfahren möchten, welche Wege die Congregatio Jesu heute geht und wo man uns begegnen kann.
4. Impulse für Jugendliche und junge Erwachsene – denn Mary Wards Vorbild inspiriert alle Generationen.

Wir laden Sie ein, immer wieder online vorbeizuschauen und sich von diesen Impulsen anregen zu lassen. Suchen Sie sich die Rubrik aus, die am besten zu Ihnen passt – oder lesen Sie alle Impulse und Informationen: www.congregatiojesu.de/unsere-angebote/spiritualitaet/mary-ward-400

Ein Wort zum Abschluss

Liebe Leserinnen und Leser von *Spiritualität konkret*,

„Weniger planbare Zeiten!“ – So könnte man unsere Tage in der Pandemiekrise überschreiben. Die Artikel dieses Heftes versuchen, Anregungen zu geben, wie wir die „weniger planbare Zeit“ gut oder besser bewältigen können. Die Erfahrung, in einer Zeit zu leben, die „weniger planbar“ ist, gilt auch für den Alltag der Lehrerinnen und Lehrer an unserer Schule in der Region Darjeeling in Indien.

In „Northpoint – Singla“, am Fuß des Himalayas gelegen, befindet sich eine unserer Maria-Ward-Schulen. Wie der Name sagt, ist diese Gegend so weit abgelegen von der politischen Zentrale in Delhi, dass die Bevölkerung mit ihren Sorgen und Problemen fast vergessen scheint. Dort, an den Berghängen des Himalayas, mitten in den berühmten Teeplantagen, begannen 1991 die Maria-Ward-Schwwestern mit dem Bau einer Schule, um den Kindern dieser armen Bevölkerung eine Schulbildung zu ermöglichen. Mit viel Mühe und sozialem Einsatz entwickelte sich aus den kleinen Anfängen eine High-School für etwa 500 Schülerinnen und Schüler mit staatlich anerkanntem Abschlussexamen.





Die Kinder kommen aus sozial schwachen Familien. Die meisten Schülereltern sind Analphabeten und kämpfen finanziell um das Überleben. Die Gegend rundum Darjeeling ist eine politisch unruhige Krisenregion; Unabhängigkeitsbestrebungen führen häufig zu Streiks und kämpferischen Auseinandersetzungen. Während die Region von Darjeeling bisher begehrte und weltberühmte Teesorten auf den Weltmarkt brachte, ist nun auch die Teeproduktion in die Krise geraten. Seit zwei Jahren ist der Tee-Anbau zum Erliegen gekommen, die Teeplantagen liegen brach. Den Familien der Teeplückerinnen – mit ohnedies geringem Einkommen – ist nun auch diese Lebensgrundlage entzogen; die Menschen sind arbeitslos und suchen ihren Lebensunterhalt als Steinklopfer zu verdienen: sie steigen hinab in die Täler, um mit Hammer und Meißel die angespülten Steinbrocken im Flussbett zu Pflastersteinen zu behauen. Eine mühevollen, harte Arbeit, die so wenig Geld einbringt, dass sie kaum die Familie ernähren können.

Auch die Schule ist finanziell schlecht gestellt, da sie keine Unterstützung vom Staat bekommt. So müssen die Schwestern für den Unterhalt der Schule und die Lehrergehälter selbst aufkommen. Der Aufwand für ein Kind ist im Verhältnis zu unseren Kosten ohnedies gering, er beläuft sich jährlich etwa auf 5.000 bis 6.000 Rupis, das sind umgerechnet 70 bis 80 Euro. Doch wer soll dafür aufkommen?

So sucht die Schule nach Sponsoren. Die Kinder brauchen Unterstützung für Schulgeld, Schulmaterial und Schulbücher. An Computer ist noch gar nicht zu denken! Es fehlt an der nötigen Grundausstattung der Schule: an Möbeln, Musikinstrumenten, Medien. Dazu kommen die Reparaturen in den Schulräumen, an den Wasserleitungen und bei der Stromversorgung. Vor allem die Lehrergehälter müssen finanziert werden.

Trotz der politischen und wirtschaftlichen Krise arbeiten die Schwestern unter schwierigsten Bedingungen weiter in dieser Schule – mit viel Idealismus und unter persönlichen Entbehrungen. Denn dahinter steht die Hoffnung, dass die Jugendlichen dieser Schule später als selbstbewusste und gebildete Menschen einen Beruf ergreifen und sich politisch engagieren, um dieser Region ein anderes Gepräge zu geben und der Bevölkerung Sicherheit und Wohlstand zu ermöglichen. Wenn Sie dieses Projekt unterstützen möchten, spenden Sie mit dem Vermerk: „Armen-
schule Darjeeling“

Congregatio Jesu Mitteleuropäische Provinz

LIGA Bank

BIC: DE32 7509 0300 1202 1020 21

IBAN: GENO DEF1 M05

Für eine Spendenbestätigung – die Sie gerne von uns erhalten – geben Sie bitte außer dem Verwendungszweck „Armen-
schule Darjeeling“ noch Ihren Namen und Ihre Adresse an.

Ich danke Ihnen im Namen der bedürftigen Familien, denen Ihre Spende zugutekommt.

Sr. Mechtild Meckl C^f

Unsere Autorinnen

Sr. Ursula Dirmeier CJ arbeitet im Archiv der Augsburger Gemeinschaft. Ihr Spezialgebiet ist die Spiritualität Mary Wards und die Ursprungsgeschichte der Congregatio Jesu.

Sr. Christa Huber CJ ist Mitarbeiterin des Bereichs Spiritualität und Exerzitien im Kardinal König Haus und Verantwortliche für die Berufungspastoral in der Congregatio Jesu.

Sr. Barbara Kusche CJ arbeitet als Geistliche Begleiterin und Exerzitienbegleiterin im „Haus der Begegnung“ in Neuburg/Donau.

Sr. Beate Neuberth CJ betreut die Bamberger Institutskirche, gibt auf Wunsch Kirchenführungen und überträgt Chronikbücher aus der deutschen Schrift ins Digitale.

Sr. Dr. Johanna Schulenburg CJ ist Mitarbeiterin des Bereichs Spiritualität und Exerzitien im Kardinal König Haus (Wien) und Noviziatsleiterin der Congregatio Jesu.

Sr. Birgit Stollhoff CJ ist Leiterin des Jugendpastoralen Zentrums TABOR in Hannover, studiert Theologie im Fernstudium und koordiniert die Öffentlichkeitsarbeit der CJ.

Sr. Magdalena Winghofer CJ ist Stadtjugendseelsorgerin und BDKJ-Präses in Nürnberg und gehört zur Mitlebe-Kommunität Mamre in Nürnberg.

Herausgeber: ZENTRUM MARIA WARD © Dezember 2021

Projektleitung: Marica Basic CJ

Anschrift: Planegger Straße 4, 81241 München

Fon: 0 89 / 82 07 54 0

zmw@congregatiojesu.de · www.congregatiojesu.de

Gestaltung: Julia Arzberger, München

Fotos: Beate Neuberth CJ (S. 6),

SeagullNady, Shutterstock (Umschlag)

Illustration: Beate Neuberth CJ (S. 46)

ISSN 2199-1634 · Ausgabe 10

